

SIMON VAN BOOY

*Die Illusion des
Getrenntseins*

*Roman
Insel*



SIMON VAN BOOY

*Die Illusion des
Getrenntseins*

Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Feldmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
The Illusion of Separateness
bei Harper Collins Publishers, New York.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2014

© Simon Van Booy 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17592-6

Für Luke und Christina

Wir sind hier, um aus der Illusion unseres
Getrenntseins zu erwachen.

Thich Nhat Hanh

MARTIN

Los Angeles, 2010

I

Allein der Gedanke an ihn war ein Trost. Sie glaubten, dass er alles konnte und dass er sie beschützte.

Er hörte sich schweigend ihre Sorgen an.

Er erfüllte seine Pflichten, wenn sie noch schliefen, wenn er über sein Leben nachdenken konnte wie ein Kind, das aufs Meer hinausschaut. Bei Tagesanbruch stand er auf, füllte seinen Eimer und wischte mit Kiefernseife durch die Flure. Dort, wo er den Griff hielt, hatte er Schwielen. Der Eimer war blau und schwer zu tragen, wenn er gefüllt war. Das Wasser wurde schnell schmutzig, aber das störte ihn nicht. Wenn er fertig war, lehnte er den Mopp an die Wand und ging hinaus in den Garten.

Manchmal fuhr er zum Pier in Santa Monica. Allein.

Vor langer Zeit hatte er dort einer Frau einen Heiratsantrag gemacht.

Es war ein nebliger Morgen, und um sie herum wurden ihre Leben geschmiedet. Sie hörten die Wellen gegen die Mauer schlagen, aber sie sahen nichts.

Damals war Martin Bäcker im Café Parisienne. Er trug einen Schnurrbart und stand sehr früh auf. Sie war Schauspielerin, kam eines Morgens auf einen Kaffee herein und schaffte es dann nicht mehr zu gehen.

Das Starlight Retirement Home hätte ihr gefallen. Viele der Bewohner waren früher beim Film. Die Bademäntel, in denen sie zum Frühstück kommen, sind mit Monogram-

men verziert. Sie nennen ihn *Monsieur Martin*, wegen seines französischen Akzents. Nach dem Abendessen sitzen sie um den Flügel herum und schwelgen in Erinnerungen. Sie haben dieselben Leute gekannt, aber ihre Geschichten sind verschieden. An der Häufigkeit, mit der ein Bewohner Gäste empfängt, bemisst sich sein Status.

Martin wird oft für einen Bewohner gehalten.

Es wäre einfacher, wenn die Leute wüssten, wie alt er ist, aber die Umstände seiner Geburt sind rätselhaft.

Aufgewachsen ist er in Paris. Seine Eltern hatten eine Bäckerei, und sie wohnten in den drei Zimmern darüber.

Als Martin alt genug war, um zur Schule zu gehen, setzten seine Eltern ihn mit einem Glas Milch an den Küchentisch und erzählten ihm die Geschichte, wie jemand ihnen ein Baby gegeben hatte.

»Es war Sommer«, sagte seine Mutter. »Damals war noch Krieg. Ich weiß nicht mal mehr, wie der Mann aussah, aber plötzlich hatte ich ein Baby in den Armen. Es ging alles so schnell.«

Martin gefiel die Geschichte, und er wollte mehr erfahren.

»Dann brachte sie das Kind in meine Bäckerei, damit es etwas zu essen bekam«, sagte sein Vater.

»Genau«, fügte seine Mutter hinzu. »So haben wir uns kennen gelernt.«

Sein Vater stand vor der dunklen Fensterscheibe und erzählte dem Spiegelbild seines Sohnes, dass sie Jahre gewartet hatten, bevor sie zu den Behörden gegangen waren.

Die Tränen seiner Mutter malten Punkte auf die Tischdecke. Martin betrachtete ihre Hände. Ihre Fingernägel

waren glatt, mit aufsteigenden Monden. Sie drückte seine Wange, und er errötete. Er stellte sich die raue Hand eines Fremden vor und spürte das Gewicht eines Babys in seinen eigenen Armen.

Als er fragte, was aus dem Kind geworden war, mussten sie direkter werden. Martin starrte auf die Milch, bis ihm die Tränen kamen. Seine Mutter stand vom Tisch auf und kam mit einer Flasche Schokoladensirup zurück. Sie gab etwas davon in sein Glas und rührte es mit einem großen Löffel um.

»Unsere Liebe zu dir«, sagte sie, »wird immer größer sein als irgendeine Wahrheit.«

Ein paar Nächte durfte er in ihrem Bett schlafen, doch dann vermisste er seine Spielzeuge und das Gewohnte, in dem er sich zu Hause fühlte.

Kurze Zeit später wurde seine Schwester Yvette geboren.

Als Yvette sechs Jahre alt war und Martin schon fast erwachsen, schlossen sie die Bäckerei in Paris und gingen nach Kalifornien.

Martin hatte nie so recht verstanden, warum sie mit der Adoption so lange gewartet hatten. Doch in seinem ersten Semester an einem kleinen College in Chicago, als er mit seiner Freundin rauchend im Bett lag, wurde das Geheimnis gelüftet.

Es schneite. Sie bestellten chinesisches Essen. Im Fernsehen begann gerade ein guter Film. Als Martin die Hand nach dem Aschenbecher ausstreckte, glitt die Decke von seinem Körper. Seine Beine waren so muskulös. Sie schmiegte die Wange daran. Er erzählte ihr von der West

Hollywood High School, von seinem Bahnrekord, der immer noch ungebrochen war. Sie hörte ihm zu, dann gestand sie, dass sie sich schon länger fragte, warum Martin im Gegensatz zu anderen europäischen Männern beschnitten war.

Er ging nicht mehr zu den Vorlesungen.

Er las, bis alles vor seinen Augen verschwamm.

Er stand vor der Bibliothek, wenn sie öffnete, und arbeitete, bis sie schloss. Als die Leiterin darauf aufmerksam wurde, gab sie ihm ein Kühlschranksfach im Aufenthaltsraum der Mitarbeiter. Er bestellte Bücher mit unaussprechlichen Titeln. Jedes Foto war ein Spiegel.

Als das Semester zu Ende war, kehrte er nach Los Angeles zurück.

Seine Eltern hatten gewusst, dass er es irgendwann herausfinden würde, aber sie konnten ihm nichts Neues erzählen. Seine winzigen Kleider waren zu schmutzig gewesen, um sie aufzubewahren.

Er ging mit seiner Schwester zum Strand und sah ihr beim Schwimmen zu. Er saß auf der Treppe und hörte zu, wie seine Familie fernsah. Nachts fuhr er stundenlang mit dem Auto durch die Gegend.

Er arbeitete im Café seiner Eltern. Sie verkauften Croissants und Obstkuchen in Kartons, die mit blau-weißem Zwirn zugebunden waren.

Eines Nachmittags, als Martin von seinen Lieferfahrten zurückkam, fand er die Tür des Cafés verschlossen vor, und die Jalousien waren heruntergelassen. Er betrat das Haus durch die Hintertür und stellte überrascht fest, dass

die Küche im Dunkeln lag. Doch dann ging plötzlich das Licht an, und eine Menge Leute riefen: »Überraschung!«

Alle hatten sich schick gemacht, und die Stühle waren mit Luftballons geschmückt. Die Leute küssten ihn auf Stirn und Wangen. Viele von den Stammkunden waren da, und einige der Männer trugen eine Kippa. Musik begann zu spielen, und die Leute klatschten im Takt dazu.

Martin war sprachlos. »Ich verstehe nicht«, sagte er. »Ist etwas passiert?«

»Wir wollten dir nur eine Art Volljährigkeitsfest ausrichten«, sagte seine Mutter.

»Das ist in vielen Kulturen Tradition«, fügte sein Vater hinzu.

Danach wurde Martins Geschichte an jedem Abendessenstisch in Beverly Hills zum Besten gegeben. Leute kamen ins Café, nur um ihn kennen zu lernen, ihm *ibre* Geschichte zu erzählen, ihm Fotos zu zeigen und ihm zu versichern, dass er nicht allein war – dass er niemals allein sein würde. Eines Tages kam eine Frau herein, stand am Tresen und starrte Martin nur an. Dann fing sie an zu schreien: »Mein Sohn! Mein Sohn! Mein Sohn!«

Martins Eltern führten sie nach hinten und gaben ihr heißen Tee. Dann fuhr sein Vater sie nach Hause, wo ihre Schwester schon in der Einfahrt wartete.

Sonntags war am meisten zu tun.

Martin bediente die Gäste und verzierte Geburtstagskuchen mit Zuckerguss aus der Spritztüte. Ihm war schwindelig von der endlosen Liste von Namen; jeder einzelne eine leise Stimme, jeder einzelne ein pochendes Herz, doch nun lauter, stärker, unauslöschlich in ihrem Schweigen.

Er war in den Alptraum der Wahrheit wiedergeboren worden. Die Geschichte anderer war die ganze Zeit über seine eigene gewesen. Die Vorstellung davon war mehr, als er ertragen konnte. Menschen, die sich in der Kanalisation versteckten; Frauen, die im Dunkeln, im Dreck und in der Feuchtigkeit Kinder gebaren und sie dann erstickten, damit sie die anderen nicht verrieten.

Familien, die auseinandergerissen wurden wie Papierfetzen im Wind.

Sie alle wehte es ihm ins Gesicht.

Martin beschloss, nicht ans College zurückzukehren, und so weihte sein Vater ihn ein in die Geheimnisse von Mehl, Wasser, Hitze und Zeit. Er zeigte ihm Rezepte auf alten Postkarten mit winziger Schrift. Manchmal trank Audrey Hepburn hinten mit seiner Mutter Kaffee. Sie lachte und hielt den Becher mit beiden Händen. Arthur Miller und seine Schwester Joan kamen und bestellten Tee und Madeleines. Das Café war berühmt dafür, dass alles schnell ausverkauft war, und schloss oft schon um drei Uhr nachmittags.

Martin war ein guter Sohn. Er arbeitete hart und kümmerte sich um seine Eltern. Für ihn gab es nichts zu verzeihen. Das sagte er seiner Mutter auch, als sie 2002 im Sterben lag.

»Meine Liebe zu dir«, sagte er, »wird immer stärker sein als irgendeine Wahrheit.«

II

Sie waren nach Kalifornien gezogen, als Martin fast schon erwachsen war.

Alles begann in Paris, damit, dass eine Organisation für Menschenrechte ihnen ein Telegramm schickte. Seine Mutter sollte öffentlich für ihre Heldentaten in den Jahren 1943 und 1944 ausgezeichnet werden. Martin und Yvette freuten sich und malten Bilder. Sie fragten sich, was ihre Mutter wohl so Mutiges getan hatte, doch nach dem Essen verbrannte sie den Brief im Spülbecken. Martins Vater öffnete das Fenster und spülte die verkohlten Reste in den Ausguss.

Ein paar Wochen später kam eine Urkunde mit ihrem Namen in Goldbuchstaben. In dem Umschlag war auch eine Einladung zu einer offiziellen Veranstaltung. Als sie darauf nicht antwortete, tauchte eines Abends, als sie beim Essen saßen, ein Anwalt bei ihnen auf. Sie baten ihn, ein andermal wiederzukommen, doch er ließ sich nicht abweisen.

»Ich sage Ihnen doch, ich war nicht in der Résistance«, wiederholte Martins Mutter immer wieder. »Das muss eine andere Anne-Lise gewesen sein.«

»Das stimmt«, sagte sein Vater. »Während des Kriegs waren wir gar nicht in Paris. Die Bäckerei war geschlossen.«

»Aber ich habe Beweise«, wandte der Anwalt ein und öffnete seine Aktentasche.

Martin und seine Schwester wurden auf ihr Zimmer geschickt. Sie versuchten, durch die Tür zu lauschen, waren jedoch bald von etwas anderem abgelenkt.

Erst Stunden später schlüpfen sie in Schlafanzug und Nachthemd und schlichen in die Küche. Ihre Mutter hatte geweint. Der Anwalt saß schweigend und zusammengesunken auf seinem Stuhl. Als er Martin und seine Schwester im Türrahmen stehen sah, stand er auf.

Er dankte ihnen für das Essen, dann wanderte sein Blick über die abblätternde Farbe, die unebenen Dielen, das schlichte weiße Tischtuch und die Reste des einfachen Bratens, den sie ihm serviert hatten, zusammen mit einem Wein, den er nur aus Höflichkeit getrunken hatte.

»Es gibt nicht nur die Auszeichnung«, sagte er, schon an der Tür, »sondern auch eine beachtliche Geldsumme, und die können Sie nicht ausschlagen.«

Die eine Hälfte des Geldes verwendeten sie für den Umzug nach Amerika, die andere für das Café Parisienne, das sie 1955 in einem freundlichen und ruhigen Viertel von Los Angeles eröffneten.

Das Café gibt es immer noch, es wird von Martins Schwester Yvette geführt. Die Stammkunden sagen *bonjour* und *merci*, doch weiter reicht ihr Französisch nicht. An den Wänden hängen zahllose signierte Fotos und Weihnachtskarten, die sich über die Jahre angesammelt haben. Touristen fotografieren alles mit ihren Handys. Yvette stellt den Jazzsender im Radio ein, und im Fenster hängen immer noch die Gardinen, die Martins Mutter damals ausgewählt hat. Die Glocke über der Tür stammt aus ihrem alten Geschäft in Paris, in dem jetzt ein Waschsalon ist, der rund um die Uhr geöffnet hat.

Martin besucht seine Schwester einmal in der Woche. Manchmal gehen sie spazieren, oder sie setzen sich in das Café und essen etwas. Zum Abschied bekommt er immer einen Kuchen, den er auf den Rücksitz seines Autos legt.

Sein Heimweg führt über einen langen Boulevard mit vielen Lichtern. Manchmal schauen die Leute im Wagen nebenan zu ihm herüber. Wenn er lächelt, wenden sie sich meistens ab. Doch Martin gefällt die Vorstellung, dass sein Lächeln sie für ein paar Blocks begleitet – dass auch die kleinste Geste etwas Bedeutsames ist.

Schon seit langer Zeit ist ihm bewusst, dass jeder auf der Welt seine Mutter oder sein Vater, sein Bruder oder seine Schwester sein könnte.

Das ist ihm schon früh klar geworden, und er hat auch schon früh erkannt, dass das, was die Menschen für ihr Leben halten, in Wirklichkeit nur dessen Umstände sind. Die Wahrheit ist näher als das Denken und liegt in dem verborgen, was wir bereits wissen.

III

Martin hat eine Menge Aufgaben im Starlight Retirement Home, doch die Tage gewähren ihm nur einen Bruchteil ihrer Möglichkeiten. Bei jeder Kleinigkeit klingeln die Bewohner nach ihm: Das Wasser aus dem Waschbecken fließt nicht schnell genug ab; die Glühbirne ist kaputt, und ich sehe nichts; das Fenster klemmt, und ich brauche frische Luft; die DVD läuft nicht; ich kann die Fernbedienung nicht finden; meine Brille ist auch verschwunden, bestimmt hat

sie jemand gestohlen; die Blumen, die mein Sohn mir letzte Woche mitgebracht hat, brauchen frisches Wasser, und die Vase ist zu schwer.

Wenn er ihnen die Haare büstet, schließen sie die Augen. Manche wollen einen Gute-Nacht-Kuss oder in den Arm genommen werden. Martin kümmert sich um sie, scheinbar ohne zu altern. Wenn er nachts die Laken wechselt, sehen sie zu, wie er mit der Matratze ringt. Er tröstet sie und bleibt bei ihnen, bis sie wieder müde werden.

Auf dem Nachttisch stehen immer Behälter mit bunten Pillen und Fotos von längst Verstorbenen in schweren Rahmen. Auf dem Schreibtisch liegen sorgsam gefaltete Zeitungen, gesellschaftliche Bekanntmachungen, Bingo-Tabellen, Formulare der staatlichen Gesundheitsfürsorge, Einladungen zu Abschlussfeiern und andere Zeugnisse wichtiger Lebensereignisse.

Es passiert alles aufs Neue, aber jemand anderem.

An diesem Tag trägt Martin einen Eimer mit Plastikbuchstaben durch den Flur. Es ist noch sehr früh; nur das Surren der Klimaanlage ist zu hören. Die Cafeteria ist leer, riecht aber nach Essen und nach Teppichdeodorant. Der Teppich ist dünn, damit Rollstühle und Rollatoren problemlos darübergleiten können. Abseits der Tische gibt es einen Platz, wo sie abgestellt werden können. Einige Bewohner sind stolz und haben Schwierigkeiten sich anzupassen.

Es ist Januar, aber in Kalifornien scheint immer die Sonne. Die braunen Ledersandalen, die Martin trägt, geben ihm etwas Sanftes. Seine Füße sind bleich, und die

Haare darauf erwachen in der Badewanne zum Leben. Er betrachtet gerne seinen Körper im Wasser. Vor langer Zeit in Paris wurde dieser Körper auf einer belebten Straße von einem gesichtslosen Mann weitergegeben, um dann seiner inzwischen verstorbenen Frau ein Objekt des Begehrens zu werden.

Manchmal schließt er die Augen und versinkt.

In der Dunkelheit, hinter einem Schleier von Gedanken, ist immer jemand, der ihn erwartet.

Vor langer Zeit, als er unsichtbar war, schwamm Martin aus einer Person in eine andere. Er war allein, nur begleitet vom Echo jenes anderen Herzens.

Später, als es verstummt war, verlangte es ihn nach einem Gott.

Nach langen Tagen voller kleiner Probleme nimmt Martin seine Füße aus den Sandalen und taucht sie in eine Schüssel mit warmem Wasser und Antiseptikum, das seine Schwester aus Frankreich kommen lässt.

Abends sieht er meistens fern. Dabei schläft er oft ein. Wenn es windig ist oder regnet, schaltet er alles aus und öffnet ein Fenster.

Er war vierunddreißig Jahre lang verheiratet.

Sie haben in Pasadena gelebt. Die Erinnerungen leisten ihm Gesellschaft. Er ist nicht darauf aus, jemand Neues zu finden. Er ist glücklich mit dem, was er hatte. Verlangen wird besänftigt durch die Erinnerung an die Befriedigung.

Die weißen Buchstaben in dem Eimer sind aus Plastik. Dünne Wurzeln verankern sie in einer von Löchern übersäten Ankündigungstafel. Die Buchstaben sprechen ohne einen Sprecher. Martin schließt den Rahmen und tritt einen Schritt zurück.

Aus der Küche dringt das Hacken von Messern herüber. Lachen. Die Klänge eines Radios. Während er sich die Tafel unter den Arm klemmt, überlegt er, ob er sie nicht besser *vor* der Beschriftung zum Eingang des Speisesaals getragen hätte. Doch die Logik ist in diesem Fall zu vernachlässigen, denn jeder Buchstabe wiegt nur so viel wie ein Streichholz.

Am Freitag ist ein neuer Bewohner aus England angekommen.

Martin erinnert sich daran, dass er ihn in der Eingangshalle gesehen hat, sein Kopf ist auffällig verunstaltet. Als er, im Fond eines weißen Mercedes sitzend, ankam, hatte er nur einen Koffer bei sich. Ein junger Mann begleitete ihn, ein Sohn oder Enkel, den einige der Bewohner aus dem Filmgeschäft kannten.

Damals in Paris gab es hinter der Bäckerei eine kleine Gasse und gegenüber einen Park, in dem Martin spielen durfte. Manchmal warfen gemeine Jungen aus den Miethäusern mit Steinen nach ihm oder jagten ihn in die kleine Gasse. Priester von einem nahe gelegenen Seminar saßen zu zweit und zu dritt auf den Bänken. Sie schimpften mit den Raufbolden und schüttelten die Fäuste. Im Winter trugen die Priester lange Mäntel und teilten sich Zigaretten.

Die Obdachlosen schliefen dicht beieinander am einen Ende des Parks und verteilten sich bei Tagesanbruch in der Stadt.

Manchmal brachte Martin ihnen etwas zu essen. Sein Vater schalt ihn deswegen jedes Mal, verbot es ihm aber nicht. Einer der Männer war ebenfalls am Kopf entstellt. Er sprach kaum ein Wort und kam nie in den vorderen Teil des Parks, deshalb achtete Martin darauf, dass er genug für alle mitbrachte.

So viel ist seither geschehen, und doch hat sich nichts geändert. Martin sieht dieselben Männer auf Bänken in Santa Monica, und obwohl sie anders aussehen, essen sie die übrig gebliebenen Teilchen vom Café Parisienne mit demselben Gesichtsausdruck.

Die Ankündigungstafel ist fertig, aber ein Buchstabe sitzt zu tief und fällt aus dem Wort heraus, als wolle er fliehen.

WILLKOMMENSEMPFANG
FÜR UNSEREN NEUEN BEWOHNER
MR. HUGO
HEUTE, 15.00 UHR
STARLIGHT LOUNGE

Martin wollte sich eigentlich in seinem Zimmer das Autorennen ansehen. Am Samstagnachmittag hat er normalerweise frei. Aber zwanzig Minuten schaden ja nicht, außerdem gibt es bestimmt Sandwiches und Kekse. Vielleicht hat der Neuankömmling, Mr. Hugo, auch eine interessante

Lebensgeschichte. Vielleicht war er früher ebenfalls verheiratet und muss jetzt allein leben. Vielleicht war seine Kindheit auch rätselhaft. Unsere Leben sind verschieden, glaubt Martin, aber am Ende fühlen wir alle das Gleiche und bereuen die Angst, von der wir dachten, dass sie uns stützt.

IV

Nachdem Martin alle Fenster in der Cafeteria geöffnet hat, überprüft er die Eismaschine, weil sie immer wieder verstopft. Er würde gerne wieder nach oben gehen und bei laufendem Fernseher Toast machen, aber alle Tischvasen sind leer, und Mrs. Doyle besteht auf Blumen. Das bedeutet zusätzliche Arbeit im Garten, aber es macht Martin nichts aus, weil es die Stimmung aufheitert und ihn an seine verstorbene Frau erinnert.

Nicht weit vom Garten ist ein Teich. Er lockt die Libellen an. Manchmal stellt Martin seine Schubkarre ab und folgt ihnen bis zum Rand. Wasser zaubert die Oberfläche eines Nachmittags hervor, aber es hat kein Gedächtnis.

Er pflückt einen Armvoll purpurroter Blumen und trägt sie nach drinnen.

Mrs. Doyle kommt nach dem Mittagessen. Die Fenster sind geschlossen, weil die Klimaanlage eingeschaltet ist. Martin hört Lachen aus der Küche. Mrs. Doyle wird sich freuen, dass er sich solche Mühe mit den Blumen gemacht hat und dass er eine Krawatte trägt. Das fördert ihre pro-

fessionelle Erscheinung, sagt sie, genau wie die gefüllten Vasen und eine funktionierende Eismaschine.

Martin hört Mrs. Doyles Stimme in der Küche, doch sie wird alsbald vom Brodeln aus einem Metallbehälter über-tönt, in dem Wasser kocht. Dampf und heiße Tropfen. Das Klirren von Tassen, die umgedreht werden. Sie schiebt sich mit einer voll beladenen Servierplatte durch die Schwing-türen. Wogende Salatblätter am Rand. Radieschen, die zu arktischen Blüten geschnitzt sind. Die Sandwiches sind in Dreiecke geschnitten. Steife, mattweiße Tischdecken. Pur-purrote Blumen in Vasen mit klarem Wasser.

Der Küchenchef erscheint mit einem Tablett voller Tas-sen und Untertassen. Sein Turban ist gelb. Seine Frau ar-beitet auch in der Küche. Einmal am Tag gehen sie nach draußen, um zu streiten. Mrs. Doyle versucht, den Buch-staben auf der Ankündigungstafel zurechtzurücken, gibt je-doch bald auf.

Martin stellt sich vor, was er stattdessen tun würde: das ansteigende Heulen der Motoren. Heiße Reifen. Grauer As-phalt mit schwarzen Streifen. Während der Küchenchef den Tee einschenkt, jubeln irgendwo auf der Welt Tausende von Menschen Männern zu, die Autos über eine Rennstrecke steuern. Der Lärm ist ohrenbetäubend, doch die Män-ner hören nichts. Sie tragen Kopfschützer aus weißer Baum-wolle unter ihren Helmen. Das Gewicht der Helme spüren sie erst nach dem Rennen, wenn die Schultern brennen.

In den Armen ihrer Frauen und Geliebten werden sie vom Drama einer Kurve erzählen, von der aufblitzenden Sorge um einen anderen Fahrer, dessen Wagen sich in sei-ne Bestandteile aufgelöst hat.

Als alte Männer werden sie in ihren Betten von diesem Nachmittag träumen, mit zusammengebissenen Zähnen, die gebrechlichen Füße fest auf das imaginäre Gaspedal gedrückt.

Martin isst ein Sandwich. Die Gurke ist dünn geschnitten und mischt sich gut mit der Butter. Helles Geschrei aus der Küche, dann wieder Lachen. Eine der Köchinnen hat ein Baby bekommen und bringt die Kleine samstags mit. Mrs. Doyle stört das nicht. Ihre Kinder sind alle erwachsen. Die meisten Bewohner freuen sich darüber. Viele wollen das Baby halten, doch das dürfen sie nicht, deshalb wiegen sie es stattdessen in ihrer Vorstellung und erinnern sich an das Leben, das einst das ihre war.

Gegen drei Uhr erscheint der neue Bewohner, Mr. Hugo. Sein Kopf ist arg entstellt. Martin fragt sich, ob er im Zweiten Weltkrieg gekämpft hat. Alt genug sieht er aus. Sein Mund steht offen, und das Atmen fällt ihm schwer, aber er geht, ohne zu zögern, auf den Tisch mit den Sandwiches zu. Seine Augen sind milchig grau und sehen die purpurroten Blumen vermutlich gar nicht. Dann geben seine Beine plötzlich nach, und er stürzt zu Boden.

Martin läuft zu ihm. Mrs. Doyle wird hektisch. Der Küchenchef stürzt in die Küche und ruft nach seiner Frau, doch dem alten Mann bleibt nur noch etwa eine Minute.

Martin schiebt den Arm unter seinen Oberkörper und hält ihn wie ein Kind. Der Mann atmet und ist bei Bewusstsein, doch seine Augen rollen hin und her. Er blutet, weil er sich auf die Zunge gebissen hat.

Martin kennt das schon. Er versichert dem Mann, dass Hilfe unterwegs ist, und die Augen des neuen Bewohners kommen zur Ruhe. Martins Blick darf nicht wanken, denn da ist immer Angst.

Er streicht dem alten Mann übers Haar und hält ihn fest im Arm. Als Martin ein Lied aus alten Zeiten summt, funkelt Wiedererkennen in den Augen des alten Mannes auf. Sein Kopf ist entstellt, weil man ihm vor vielen Jahren ins Gesicht geschossen hat.

Es gibt Anzeichen für das, was kommt. Martin beugt sich hinunter und flüstert die Worte, die seine Frau ihm in ihren letzten Augenblicken zugeflüstert hat.

Dann, langsam und beinahe mit Bedacht, hört das Atmen auf. Doch einen Moment lang merkt der alte Mann nicht, dass er tot ist. Er kann Martins Herzschlag spüren und denkt, es wäre der seine.

V

Martin kehrte zu seinem Platz zurück, als die Sanitäter eintrafen. Mrs. Doyle sah zu, wie sie den Toten einluden, und sprach mit dem Leichenbeschauer, der etwas auf seinem Klemmbrett notierte.

»Er ist jetzt an einem besseren Ort«, sagte sie.

»Nicht alle glauben an Gott, Mrs. Doyle«, bemerkte der Leichenbeschauer.

»Das macht nichts, Doktor«, versicherte sie ihm. »*Er* wird ihn schon in Seinem Netz auffangen.«

Das Autorennen, das Martin sehen wollte, ist vorbei.

Die Leute kreischen, als die Fahrer sich mit Champagner bespritzen.

Draußen sitzen ein paar Bewohner auf der Bank am Teich. Dies ist etwas, woran sie sich nie gewöhnen werden.

Martin stellt sich vor, wie er sich auszieht und sein Gewicht dem Wasser überlässt. Der Grund ist weich, und seine Füße versinken im schlammigen Dunkel.

Er taucht unter die Oberfläche und öffnet die Augen. Es brennt, aber er kann sehen.

Er wurde seiner Mutter von einem Mann übergeben, den er sich nicht einmal vorstellen kann.

Da er so wenig weiß, nimmt er das Beste an.

Damals gab es das Starlight Retirement Home noch nicht. Los Angeles war ein Vorort mit luxuriösen Autos und Hamburgerbuden. Es war immer heiß, und überall war Staub.

Nachts beleuchteten Neonwölkchen die Boulevards.

Mr. Hugos Leichnam wird weggebracht.

Wir wechseln von der Erinnerung zur Vorstellung, ohne uns dieses Übergangs wirklich bewusst zu sein.

Der Teppich in der Cafeteria, auf dem der alte Mann gestorben ist, war einst niedriger Wald. Dahinter ein träger Fluss, an dem Löwen gierig tranken, so dass das Wasser von ihren Mäulern tropfte.

In der Ferne Rauch von brennendem Gras.

Die Menschen hier sammelten Eicheln und Muscheln. Sie töteten Hirsche und kleine Tiere.

Unter dem Teich liegen die Knochen einer Frau, die in ihrem Stamm berühmt war für ihre alten Lieder von den Vorfahren. Wenn sie sie am Feuer sang, saßen alle ganz still.

Der Mensch, den sie am meisten liebte, war ihre Tochter. Gemeinsam steckten sie Federn zusammen. Andere hielten in ihrer Arbeit inne und sahen ihnen dabei zu.

Dort, wo der Rettungswagen steht, fand die Tochter der Frau einmal einen jungen Vogel.

Den ganzen Tag wartete sie auf dessen Mutter. Dann, als es dunkel wurde, trug sie den Vogel nach Hause.

Andere Kinder kamen herbeigelaufen, um zu sehen, was sie da hatte, und alle waren ganz aufgeregt.